

Unter der Linde.

Von J. Leitenberger.

[Nachdruck verboten.]

Blumen und Gräser haben wohl schon von Alters her zu manchem Menschenherzen gesprochen — manches frühliche Lied ward ihnen zu Ehren gedichtet und gesungen, viele schelmische Mädchen- und Frauenherzen hauchten in den Reih der Aste, der Lilie, ja selbst des bescheidenen Weichens ihre geheimen Wünsche, ihre Kräfte an ein innig geliebtes Wesen. Doch darüber gehen die Arien, die schattenspendenden und durch Frucht verlockenden Vertreter der Pflanzenwelt, die Bäume, meistens leer aus, wenn auch schon in den ältesten Zeiten die Linde (Tilia) z. B. sich als Beschirmerin und wohlthätige Göttergöttin und unmaßlich Liebender aufwarf.

Ja, Frau Linde, die, wie die meisten der Bäume in deutschen Landen, weiblichen Geschlechts ist, hat unter den anderen stets das Vorrecht der Frauen in gewissen Alter für sich behauptet, unter ihrem Dache die jungen Herzen zu beherbergen und manche Ehe zu stiften. Da steht sie nun vor uns, die heilige Dorflinde, ein wenig abseits von den Häusern und Häuschen, inmitten eines reizenden, üppig grünen Rasenfeldes.

„Am Sonntag unter der Linde!“ kündigt der Abend vom Felde heimkehrende Bursche der frischen Dirne zu, die eben von Knäufeln lammend, in das Hauspor des stattlichen Bauernhofes tritt. Sie nicht rasch und verschämmt, denn sie weiß ja, was das bedeutet. Und wenn der Regen in der großen Dorfstraße am Sonntag Nachmittag vorbei, da ziehen Bursche und Mädchenlein paarweise hinaus zur großen Dorflinde, unter der sich bereits der braune Martin, ein alter Musikant, der vom nächsten Marktflecken jede Woche herüberkommt, mit seiner Geige aufgestellt hat; vor ihm sitzt sein kleiner brauner Hund, der auf die Mäße Licht giebt, die vor dem Herrn liegt und in welche nach jedem Tanze die Geliebte hineingeschoben werden. Neben Martin aber steht sein Weib, Sommer und Winter in ein altes, braunes Wolltuch gehüllt, und spielt die dunkelbraun angegriffene Drehorgel, die freilich oft mehr pfeift als tönt und deshalb schon bald ganz ausgepiffen haben wird, wie die Dirnen sich fächernd zurennen. Die Linde aber blüht und duftet, unbekümmert um das Getriebe unten, fort und freut nur da und ein Blatt, eine halbweife Blüte, ein blasses Zweiglein auf die sich im gemächlichen Ländler drehenden Paare hinab. Ist es doch, als wenn sie selbst den alten Martin verwundert anlaufe, an dem Alles, bis auf sein weißes Haar und seinen Namen, braun ist, beinahe wie ihr Stamm, an den er sich lehnt. Jetzt schweigt die Geige, die Tänzer werfen sich müde auf den Rasen, ein leichter, frischer Wind streift durch die leise rauschelnden Blätter und weht kühlend um die heißen Stirnen und Wangen da unten.

Was aber die Linde im Klauen erzählt, das vermag nur der Einmale zu verstehen, zu deuten, der sich am stillen Abend dort einfindet, wenn die Lichte im Dorfe schon erloschen, die Abenddämmerung am Himmel verglüh, und ein grauer Dämmerort rings über der Erde liegt, da, wie im Traume, erzählt der Baum von alten, längst erloschenen Zeiten, von seinen Urvätern im Lindengeschlechte, die einst der germanischen Göttin Freya geweiht waren.

Stets hat sich die Linde in der Nähe von Menschen angeheftet und ihren Namen vielen Orten und Familien in verschiedenen Zusammenhängen und Veränderungen geliehen. Wer kennt nicht Emden, Hofenlinden? Leipzig hieß ursprünglich die Lindenstadt, unter Linden gebaut, die im Slavischen Lipo heißen. In Schweden tragen manche Familien den Namen Lindegren, in Brabant giebt es die Lindens, in Steiermark, sowie auch sonst in Deutschland die Lindner.

In heidnischer Zeit waren die Wallfahrtsgänge mit Linden besetzt, unter welchen die Bilder und symbolischen Zeichen der Götter standen. Ein besonderes Beispiel für die Beliebtheit der Linden in altdeutscher Zeit, und zugleich von dem innigen Zusammenhange des Volkslebens mit der ewig regen, still schaffenden Natur liegt aber vor Allem darin, daß die Linde einst nicht allein zu Volksfesten und Tänzen diente, sondern daß auch Gerichtsversammlungen unter ihrem Laubdache tagten und sich in Dortmund sogar die gefürchtete Wehne (wohl die uralte Form der damaligen Volkshochgerichts) eine Linde zur Versammlung geweiht hatte. In Schleswig-Holstein zu Nortorf stand ein Lindenbaum, unter welchem man Trauungen und Verträge schloß, wobei man den Daumen auf den Stamm drückte und jenen Handlungen damit eine geheiligte Weihe gab. Es wurzelte in dem Geiste damaliger Zeit eben der Glaube an ein höheres Wesen, das seinen Wohnsitz im Baume hatte, indem es diesen belebte, beschützte, und somit ein unsichtbarer Zeuge alles dessen war, was unter ihm geschah. Wenn fällt hier nicht die eigentümliche Lebererkrankung der altgriechischen Sage von den Dryaden und Hamadryaden, den Bewohnerinnen der Bäume, mit dem Glauben der alten Deutschen auf?

Im Nargau zu Linn steht eine alte Linde, welche bei

Gelegenheit einer großen Pest entstanden sein soll, durch die alle Leute, bis auf einen einzigen Mann, starben. Dieser begab die Todten und pflanzte auf diese ungeheure Gruft einen Lindenbaum, der zum stattlichen Baume erwuchs. Der heilige Gallus soll unter ihr gepredigt haben; man knüpft aber auch die ewig alte, ewig neue Sage vom Untergange der Welt an diese Linde — wenn einst der Schatten der letzteren bis auf die Habsburg reicht. Ein grauenvolles Andenken war mit einer großen Linde verbunden, die beim oberösterreichischen Markte Frankenberg stand, dem Graf Adam von Herbersdorf hatte die Bewohner der umliegenden Gegenden zu ihr geladen, um den damaligen Bauerkrieg zu beenden, 1625. Zu diesem Zwecke ließ er aber zugleich das sogenannte Frankberger Würfelspiel begümen, wobei immer zwei Bauern auf des Scharfrichters Mantel die Würfel darinnen werfen mußten, welcher von Beiden gefängt werden sollte. Eine Todesmarke und Dual, die nicht furchtbarer und grauamer erpömen konnte! Der Baum aber ward selbst in einem früheren Werke über Markt Frankenberg abgebildet. Die bekannteste Linde aber ist, nach den Aussprüche von Berger in seinen „Deutschen Pflanzenzügen“ und Anderer, die von Neustadt am Kocher im Württembergischen. Im 13. Jahrhunderte schon ein stattlicher Baum, hieß es 1408 von ihr:

Vor dem Thore eine Linde steht,
Die sieben und sechzig Säulen hat.“

In neuerer Zeit hatte der Stamm einen Umfang von zwei und dreißig, dessen Krone sammt den Ästen aber rund herum beiläufig von vierhundert Fuß. Im Jahre 1819 soll der Baum, von welchem der Ort Neustadt an der Linde heißt, durch einen Sturm stark beschädigt worden sein.

Selbstverständlich bot die Linde aber auch dem Volke häufig Gelegenheit zu Sagen, besonders heilten sich die Geschichten von darunter vergrabenen Schätzen an sie, die dann gewöhnlich von Geistern behütet wurden, und nur mit großer Gefahr und Schwierigkeiten errungen werden konnten. Freundsicher gestaltet sich schon die Sage von einer Linde im Unterthar, in der ein guter Zwerg wohnte. Nichts man eine Bitte deswegen an ihn, so legte er bei Nacht fließende Kräuter über die Thüren der Kranken. In Holland entstieg einst ein Bauer unter einer Linde und ward in nächtlicher Weile durch Mist geweckt. Als er aufschah, gewahrte er den Baum voll Kägen, die in schöne Töne hervorbrachten. Aber auch der Boden unten um den Baum herum war von Kägen besetzt, die Kuchen machten und mitnahmen spielten. Es waren Elben oder Elfen, die zauberhaften Wesen altmännlicher Zeit, die sich in dieser verwandelten Gestalt zeigten, und der Baum erhielt fortan den Namen Kägenlinde.

Als einst im 15. Jahrhunderte ein Herzog Otto von Pommern starb, wollte der damalige Bürgermeister von Stettin das Land an den Markgrafen von Brandenburg bringen, und berief deshalb seine Freunde und Anhänger zur Versammlung unter eine Linde. Der Berrath mißlang, allein von dieser Zeit an waltete der Baum und starb ab — das ihn belebende Wesen entlos dem Ort der ungerichten That.

Vor Allen sind die Lindensagen lieblich, die dem Christentume, besonders der Verehrung der heiligen Maria entspringen. Zu Rosenburg in Sibirien stand ein solcher Baum, der einst zur Feier der alten heidnischen Götter gedient haben soll. Gure Geister, in Gestalt von Erdmännchen, wohnten unter ihr, und erwiesen, in den Stunden der Nacht bei Mondlicht, Armen und Kranken viele Wohlthaten. Da geschah es, daß, nachdem bereits hier das Christentum eingeführt worden war, einen unschuldig zum Tode Verurteilten die heilige Maria in der Nacht erschien, und ihm ein Stück Holz mit dem Gebote überreichte, etwas daraus zu schnitzen. Am Morgen war seine Arbeit in ein schönes Marienbild verwandelt worden, und um dieses Wanders willen ward der Arme begnadigt. Man erzählte ihm die heilige zum zweiten Male und beschloß ihm, das Bildnis auf die erste Linde zu legen, die er am Wege finden würde. Nach mehreren Tagen gelangte er endlich zur Rosenburger Linde, welche fortan, selbst im Winter, im Schneide frischgrüner Blätter prangte. Das Bild soll unauflöslich wandern gewirkt haben, sogar die Thiere des Waldes und der Fähr bulgigen ihm mit Beugen der Knie. Diese Sage erinnert übrigens sehr an die vom Marienbilde der Kirche zu Nürnberg bei Gallein im Salzburgerischen, besonders in Bezug auf den Ursprung desselben, nur ist der Linde keine Stelle darin eingeräumt. Sehr hübsch ist auch die Geschichte einer Marienlinde am Rhein, an der das Bildnis rasch durch die Rinde des Baumes gedekt ward, als böse Menschen, Silberfährer, kamen, um das Heiligbild zu vernichten. Der Friede kehrte wieder und mit ihm eine Heitin, die plötzlich den Baum erlösen hörte. Ihr Vater, der dies für bösen Hauber hielt, wollte die Linde fällen. Doch wie der Axt den Stamm berührte, fiel die Linde herab und das liebliche Bild erschien abermals.

So wie sich die Poesie, die mehr oder weniger in jedem Menschen wohnt und oft mit eigenhändigem Lichte aus den untersten Schichten des Volkes hervorbricht, in diesen Sagen äußert, so hat sie auch schon früh die Linde

mit ihrem Sang im Liede umgeben. Wir finden schon in den ältesten Volksliedern, besonders in Bezug auf Herzsliebe, den Baum erwähnt, wie z. B. in dem bekannten, dessen Anfang lautet:

„Es stand eine Linde im tiefen Thal,
Von oben breit und unten schmal.“

Die ältere Linde, in einer Sammlung aus dem Ende des 18. Jahrhunderts abgedruckt, erzählt uns eine Geschichte von Berrath, Mord und Trauer. Und Walther von der Vogelweide, der altberühmte Minnesänger der Deutschen, gab vor allen anderen Bäumen besonders der Linde den Vorzug in seinen Gesängen, die schon in früherer Zeit gewiß auch durch den süßen Duft ihrer Blüthen ein Liebling des Volkes war. In seinem Gedichte „Die Traumbauerin“ heißt es:

Auf dem Felde stand ein Baum,
Da entspann sich mir ein Traum,
Ich war zu dem Brommen,
Gegangen aus der Sonnen,
Bei der breiten Linde
Ein Schattendach zu finden.

An dem Brommen jest ich mich,
Alle Sorge bald entwich;
So entschlief ich wohniglich.

In der „verschwiegenen Nachtigall“ singt er nicht schalhaft:

„Unter der Linden,
An der Haide,
Wo ich mit meinem Trauten saß
Da mögt ihr finden,
Wie wir beide
Die Blumen drachen und das Gras.
Vor dem Wald mit süßem Schall
Tandarabul!
Sang im Thal die Nachtigall.“

Endlich in ersterer Weise die Vergänglichkeith der Welt betonend, klingt

„Späte Reue.“

Ein Meister las
Von Traum und Spiegelsaal,
Daß sie dem Linde
Gleichen und zergehen bald.
Doch Laub und Gras,
Dran oft mein Bild genas,
Wie sich befunde,
Nicht dünkt ihr habt nicht fernem Halt;
So ihr Blumen mannigfalt,
Die Haide rath, der grüne Wald,
Der Vögel Sang geht traurig aus zulest,
Dazu die Linde,
Sitz und linder:
So weh dir, Welt, wie steht dein Kränzlein jest!“

Daß aber auch die Neuzeit in ihren Lieben gern nach jenen die Linde einflücht, ist wohl durch die stete Beliebtheit und die vorübergegangene Zeit der Dichtung naturgemäß.

Wir erinnern hier nur an das allbekannte, mit Recht beliebte Epos von Weber, das den Namen „Dreizehnlinden“ führt. Die „Deutsche Kunst- und Musikzeitung“ in Wien brachte vor geraumer Zeit ein Gedicht, das zum Zwecke einer Komposition desselben eingeschickt ward:

„Lied von der Linde.“
Vollsmäßig
„O Linde, süße Linde, du quälst's so,
Die uns're Lieb gewohnt,
Sag' an, werd ich ihn schliefen
Bald wieder an die Brust?“
Das holde Mägdlein flüster's,
Wie unter'm Baume es steht,
Da fällt ein Blatt vom Zweige
Verwelt — vom Wind verweht.“

Der Geliebte, der Brauttagem feiert nach langem Fernsein wieder zurück, und das Lied schließt mit den Worten:
Und durch die grünen Zweige
Schallt froh des Vögelns Laut:
„Beglückt sei deine Liebe,
Du treue, holde Braut!“
„Den Liebsten hat behütet,
Der Linde reine Fee —
„Sie war's, die euch geführt
„Zur Luft — durch hirt' res Weh!“

Auch heilende Kraft schrieb und schreibt man noch jetzt den verschiedenen Theilen der Linde zu. Wer kennt nicht den Thee, der aus der Lindenblüthe bereitet wird, und in manchen durch Erkältung hervorgerufenen Krankheiten wohlthätig wirkt? Lindenprossen in den Milchreife gerührt, den ein kleines Kind erhielt, stillten dieses vor Zahnschmerzen behüten. Die Blätter des

Baumes vertreiben Kopfschmerz, wenn man sie um die Stirne bindet. Der Saft, die Rinde, das Holz, ja sogar die Äste der Linde wurden einst als Mittel gegen Fieber gebraucht. — Zu bald nur wird der kurze Sommer mit all seinen herrlichen Gaben aus unseren deutschen Alpengegenden erspühnen — dann bleich das grüne Laub der Bäume, weiß, fällt ab. Darum laßt uns ihre Schatten, ihre Frische und Labung genießen, so lange es möglich. Unter ihnen auch die Spenden, die die Linde auf uns herabstreut, wo wir sie finden in ihrem Duft, ihren Zweigen und Blättern, die gern von der geflügelten Welt der Insekten, besonders der Bienen, durchwärmert werden. Glauben wir ja doch in ihrem Säuseln noch immer die wunderbare Mär' der Sage zu vernehmen, wie sie uns von Zeiten erzählt, die nicht mehr sind!

N i o b e.

Ein Lebensbild von B. Gerwi.

[Nachdruck verboten.]
„Nun denn, Mutter, so möge der Himmel Dir verzeihen, was Du an mir thust. Mich machst Du unglücklich für's Leben, — ja, ohne Verhültniß wird mir mein Dasein, wenn ich ehelos werden muß und mein Wort nicht halten kann — lebe wohl, Mutter!“
Das waren die Abschiedsworte ihres Sohnes gewesen, ihres einzigen Kindes, ihres heißgeliebten Robert, als er sie vor kaum einer Stunde in schmerzlicher Erregung verlassen hatte.

Sie sah noch immer wie in Gedanken verloren am Fenster, mit finstler gesenkter Stirn, die Lippen zusammengepreßt und mit bebenden Händen. Als und zu schweifte ihr Blick im Zimmer umher und blieb dann an der Thür haften, durch die er gegangen war — fortgegangen in Groll und Verzweiflung.
Sie hatte ihn nicht zurückgerufen, sie wollte, sie konnte sich nicht beugen — er war ihr Kind — er schuldet ihr Gehörsam — wenn auch bereits die Offizierspauletten seine Schulter schmückten und der blonde, seine Bart Mund und Wangen umsäumte, sie war daran gewöhnt, zu befehlen, denn sie hatte es ihr ganzes Leben hindurch geübt — jetzt konnte sie sich nicht so unverständigen Bitten geben — Unverfänglich — ja das war es, — er, ihr Sohn, der junge schöne Offizier Robert v. Hochkirchen, der einst nach ihrem Tode das große Vermögen erbt und sie, die simple Hedwig Richter, Tochter eines Arztes.
„Nein, nein“, sprach sie flüsternd zu sich selbst, „ich bin im Rechte, ich weiß am besten, was zu seinem Glück erforderlich ist, — noch soll er sich überhaupt nicht binden.“

Ja freilich — seit langen Jahren war zwischen der Frau Rittmeister von Stern und ihr die Sache abgemacht gewesen im nächsten Winter sollte Robert um die reizende, kleine Lily Sternem werden und sich mit ihr verloben — das war schon der Wunsch der Väter gewesen. Gutsnachbarn seit Jahrzehnten — pasten die Familien untereinander zu einander, Lily war die einzige Tochter und erbt einmal das ganze Vermögen; — das Alles sollte nun nicht zur Ausführung kommen, die herrlichen Zukunftspläne sollten umgekehrt werden durch eine verlobte — Laune; — mehr kam es ja nicht sein, durch eine thörichte Courmacherin ihres Sohnes.
Nein, das war wohl als eine thörichte Laune, was aus seinen Augen, seinen dringenden, bittenden Worten sprach. Diese Augen verloren sie jetzt, so daß sie mit Angst bemalte die trügerischen Schloß — nun hielt es sie nicht länger an ihrem behaglichen Platz am Erkerfenster, sie sprach auf und ging erregt im Zimmer auf und nieder. — Wie bestommen ihr wurde, ungelüht zog sie die Vorhänge zurück, nun war es wieder hell in dem eleganten Räume. Dort blühten die Blumen, mit denen ihr Robert sie überhäuft, als sie am Sonntag von der langen Reise heimkehrte — da sah der Papagei im vergoldeten Bauer und schaute verwundert seine Herrin an, die keine Notiz von ihm nahm. — Es war ihr ja so gleich nach der Heimkehr aufgefallen, wie eigentümlich verändert ihr Kobold war, so seltsam heiter und glücklich lächelnd, dann wiederum in Gedanken verfunken. —

„Wie er gelebt habe —“ hatte sie ihn wiederholt gefragt, „Herrlich, Mutter“, hatte er dann geantwortet, und war dabei roth geworden, wie ein Schültnabe, der sich bei einer Ungehörigkeit ertappen ließ.
Heut war er nun gekommen und hatte der Mutter vertrauensvoll sein Herz eröffnet, — wie er die liebliche Hedwig Richter, die Tochter des verdienstvollen und beliebten Arztes, in einer Gesellschaft kennen gelernt, wie sie bald durch ihre Anmuth, ihre Bescheidenheit, ihr tiefes Wissen sein Herz erobert und wie er ihr seine Liebe gestanden — nicht wahr gute Mutter“, hatte er den Bericht geschlossen und einen innigen Kuß auf die zarte Hand gedrückt, „nicht wahr, Du wirst meinem Glück nicht hinderlich sein, Dein Unverständnis muß ich ja haben, das Hedwigs Vater von mir verlangte. — Du wirst es mir möglich machen, daß ich mein Lebensglück gründen kann, denn Du hältst es in Händen.“
Aengstlich sah der Sohn in das Gesicht der Mutter, denn immer erstarrte vor der Ausdruck desselben geworden, immer unmüthiger die Stirn.
„Wie“ rief sie endlich erregt aus, „niemals erhältst Du dazu meine Einwilligung.“
„Sähest Du meine Hedwig — Mutter!“
„Sich will sie nicht geben.“
„Sähest Du einen Einbild in die edle Familie —“
„Sag mich mit den Pedanten in Ruhe“ hatte sie ungeduldig hinzugefügt. — „Du kennst meine Pläne, ich

will nicht, daß sie durchkreuzt werden — ich habe mein Wort gegeben, Du beharrst Lily —
„Aber ich liebe sie nicht, Mutter, ich kam mit einer anderen Liebe im Herzen doch nicht um ein Mädchen weichen; Mutter, sei barmherzig, Du weißt, daß ich ohne Deine Zustimmung nicht heirathen kann, nicht heirathen will. — Mache nicht mit Deinem starren Nein zwei Menschen unglücklich elend; denke, was der Vater . . .“

„Da stand die aufgeregte Frau, der die ganze Scene deutlich wieder vor Augen trat, gerade vor dem lebensgroßen Bilde des Vaters, das waren die Züge des Sohnes in älteren Linien, mit liebevoll fragenden Augen schaute das Antlitz zu der starr blickenden Frau herab.
„Warum ist's unmöglich, Charlotte, so schön es zu fragen; es ist ja nun Dein Einziger — warum kannst Du ihn nicht glücklich machen?“

Ihr Einziger, — ihr Recht! — Zwei andere blühende Söhne hatte sie dahingeben müssen, der eine war dem Kriege zum Opfer gefallen und hatte sie für Jahre zu einer elenden, unglücklichen Frau gemacht; — der andere war bösen Leidenschaften erlegen, sein Name durfte nie vor ihr genannt werden. Wäre er aber nicht noch zu retten gewesen, wenn er weniger Fürcht vor der starren, strengen Mutter und mehr Vertrauen zu ihr gehabt hätte? — Ihr Robert sollte den Glanz des Hauses, den alten Familiennamen nie erleiden lassen; welche Hoffnungen hatte sie auf diesen Sohn gesetzt — nun hatte sie auch ihn von der Schwelle getrieben — aber nein! sie durfte, sie wollte nicht nachgeben — er wird es abernichten, er wird zurückkehren.“

Aber, wenn er es nicht überwindet, wenn seine vererbte Ehre ihm höher steht als alles Andere — dunkel wurde es ihr vor den Augen — doch nein, das kam ja von außen her, die Sonne ist nun ganz vertrieben, schwarzes Gewölk beginnt in schnellen Zügen sich am Himmel zusammen zu ziehen. Das heißt so recht zu ihrer Stimmung; in nervösen Beben rührte sie die Hände, unstill wandert sie im Zimmer umher, der Papagei freischt ängstlich auf — ein Blitz erschlägt grell das Gemach, trauernder Donnerstschlag folgt. „Nun, Ruhe mein Lieblich“, sagt sie und beschwichtigt das erregte Thier, das in seinem Käfig ängstlich gegen die Metallstäbe schlägt.
Für den Sohn gab's keine Verhütung, keine sanfte Mutterhand legte sich bei dem Sturme in der erregten Meinungsbrust auf die heiße Stirn. Stolz und Wortwühl hielten ihre Waffen frampfhaft aufrecht.

Ganz dunkel ist nun das Zimmer — da wieder ein Blitz, eine weiße Marmorfigur leuchtet aus der Finsterniß gespensterlich auf — erst kürzlich hatte die kunstfertige Frau sich die herrliche Gruppe aus Italien heimgebracht. Jetzt blickt sie starren Antlitzes auf dieselbe und schreit wild auf: „Niobe — Niobe.“

„D mein Gott im Himmel, was zog meinen Sinn zu dieser entsetzlichen Gestalt? Soll ich Dir gleichen, Du armes, unglückseliges Weib, soll auch ich alle meine Kinder dahin geben? — Was wird er thun, mein armer Sohn, wenn er sich eingeeigt sieht zwischen Liebe und Pflicht. Wie sagte er, „ehelos bist du sein Leben — so sei es werthlos für ihn —“ barmherziger Himmel, nein — das kannst Du nicht wollen. Dieser Aufbruch in der Natur, dieser Sturm in meinem Innern — ein Mahnen in der eigenen Brust, ich kann Dich nicht verlieren, mein Robert, komm, kehre zurück, laß Deine arme Mutter nicht allein, sie müßte ja vor Schmerz versterben wie Niobe. Lothar, sieh Du herab aus Himmels Höhen.“

Händeringend stand sie vor dem Bilde des heimgegarren Gatten, „gib Du mir ein Zeichen.“
Ging nicht die Thür, war das nicht Roberts Trit, kam er zurück? — sie eilte schnell auf den Gang, doch Niemand war zu sehen . . .

Das Gewitter hatte nachgelassen, der Regen fiel in Strömen, da hörte sie in der Ferne einen Schall. „Das war ein Schuß“, jähre die geängstigte Frau auf — „oder war es Donnerschall — o, mein Himmel, wenn es nur nicht zu spät ist.“

Schnell griff sie zu Mantel und Hut und eilte die Treppen hinunter, mißvoll öffnete sie die schwere Thüre und stürzte hinaus auf die Straße.
Der Wind peitschte ihr das Gesicht, nie war sie bei solchem Wetter im Freien gewesen — kein Wagen zu sehen — ihre Unruhe ließ sie nicht warten, sie eilte vorwärts — Straßen auf und ab, verwundert schaute die wenigen Vorübergehenden ihr nach, wie sie dahin eilte in Sturm und Regen.

„Robert, mein Robert“, sprach sie nur immer leise vor sich hin, „nur nicht zu spät, nur nicht zu spät“ — jetzt . . . das Haus ist erreicht; Licht ist in einem Zimmer . . . kein Schatten an den heruntergelassenen Vorhängen zu sehen . . . das Herz steht ihr still vor Angst . . . hinauf die Treppe, — ein heftiges Klirren an der Klingel, der Diener öffnet und vorwärts führt sie in sein Gemach, — wild schauen ihre Augen hinein. —

„Robert“ rief sie auf.
„Robert, mein Kind“, so stürzt sie zu ihm hin, der trüber Gedanken voll vor seinem Schreibtisch saß, — halb ohnmächtig gleitet sie zu seinen Füßen nieder, — von seiner starken, liebevollen Hand gestützt.

„Geliebte, gute Mutter“, ruft er, bis in's tiefste Herz erschreckt, mit bebenden Lippen, und führt die erregte Frau liebevoll zu dem nachstehenden Divan.
„Meine Mutter“, flüstert er wieder und immer wieder und küßt ihre zitternden Hände, er nimmt das durchnässte Tuch vom Kopfe und hält sie in eine warme Decke ein — „o, meine arme, gute Mutter.“

Dann kniet er vor ihr in zarter Sorge, sie beugt sich nieder zu ihm, küßt sein blondes Haar, seine treuen Augen. —

„Robert, mein Robert“, spricht sie endlich unter Thränen, „ich war ja plötzlich so arm geworden, so entsetzlich arm und allein, — die Furcht, Dich zu verlieren — nun kein Kind mehr zu haben, — entsetzliches Geschick . . . ich schaute mich nach Liebe, nach Heißer, treuer Kindesliebe, Robert — ich kann nicht leben ohne Deine Liebe, — gib sie mir wieder, — ja, bringe mich zu ihr, zu Deiner Hedwig, daß ich sie bitte, meine Tochter zu werden, für jetzt und für immerdar — meine geliebte Tochter!“

Männigfaltiges.

Säcular- und Semifäculartage.

August 1836.

- 25. August 1786. Geboren zu Stralsburg Ludwig Karl August als Ludwig I. 1825 — 1848 König von Bayern, gestorben 29. Februar 1868 in Nizza.
- 25. August 1786. Vererbung der „Einer Bunctation“ zwischen den Erbprinzen von Mainz, Trier, Köln und Salzburg gegen die Alergräfin der römischen Kirche (nicht 1788).
- 25. August 1836. Geboren zu Berlin Chr. Hufeland, deutscher Arzt, geb. 12. August 1762 in Langenliala.
- 27. August 1786. Geboren im Meiningischen Job. Boigt, deutscher Geschichtschreiber, gest. 23. September 1868 als Professor in Königsberg.

„Kleine Blumen, keine Blätter.“

Sieh Du betriffst, Geseht, Verz.
So meide der Gesellschaft Fragen:
Dein höchstes Glück, dein Leben
Sind ihnen nichts, als Stoff zum Schweben,
Emanuel Geibel.
Die Wahrheit galt wenig zu aller Zeit,
Das ist gar allfällig; wer möchte nun trauern?
Doch wer nicht erntet, daß im irdischen Streit
Uns Frieden und Glück die Liebe nur reich,
Den muß ich bedauern.

Charade von F. M.

Von der Erben niedrig denken,
Wäre höchst verkehrt,
Denn sie zwingt, den Blick zu lenken,
Wenn man von ihr hört,
Anwärts zu den Höhen dort,
Was wohin man's immer bringt;
Auch ist sie des Dichters Art,
So als Lied vom Brauen klinget,
Fröhlichkeit giebt uns die Zweite,
Wenn sie unerschläft
In der Brust ist, in die Weite
Des Gemüths, ihre Kraft,
Doch in Stolz's Uebermaß
Angestiegen kommt das Ganze
Und bereitet uns den Spag
Zahen Falls, trotz seinem Blanze.

Elben-Ausgabe von Marie Krüger.

Uns nachstehenden Elben sollen 21 Wörter gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Spruch ergeben.
a. bach be ben berg bor des die e eig er fell fen ge glück her hin im kel li lo mo met mung no nor nos nich para ri sar san sei sein sel schon stalt stein stum stung stur ta tor va vam wig zel.
1. Herzogthum. 2. Deutlich. Geschichtschreiber. 3. Professor der Theologie. 4. Stadt in Holstein. 5. Deutscher Sprachforscher. 6. Ort im Fürstenthum Meckl. 7. Nebenfluß des Amur. 8. Fluß in Frankreich. 9. Römischer Kaiser. 10. Berg in Baskilien. 11. Stadt im Reg.-Bez. Erfurt. 12. Feldherr des Kaisers Justinian. 13. Höben- und Tiefenverhältniß der Töne eines Instrumentes. 14. Oesterreichischer Staatsmann. 15. Stamm des Reichs Jorval. 16. Belt der Indianer. 17. Bromonen. 18. Beiname der Venus. 19. Behälter der Zucht. 20. Berggipfel der Venus. 21. Stadt im Reg.-Bez. Bromberg.

Logarithm von Verthold Arnan.

Ich bin ein Haus, in dem schon Viele schlafen;
Nur Zeichen vor und — es erdeicht ein Mann,
Der für das Rechte bricht, wo er nur kann,
Und der es liebt, die Wahrheit zu verfechten.

Magisches Quadrat.

(Mit negativen Zahlen und Brüchen.)

1/2	3/4	5/6	7/8	9/10	11/12	13/14	15/16	17/18	19/20	21/22	23/24	25/26	27/28	29/30	31/32	33/34	35/36	37/38	39/40	41/42	43/44	45/46	47/48	49/50	51/52	53/54	55/56	57/58	59/60	61/62	63/64	65/66	67/68	69/70	71/72	73/74	75/76	77/78	79/80	81/82	83/84	85/86	87/88	89/90	91/92	93/94	95/96	97/98	99/100
-----	-----	-----	-----	------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	-------	--------

Die Summe der horizontalen und vertikalen Reihen, sowie der Diagonalen soll = 3 sein.

Lösung des Nr. 34.

Diamant-Räthsel:
K i n a
K e i t h
S a w e r i n
S e d d l i c
S i n t e r i e d t
S o h e r i e d e r a
S c h l e i f s t r e i g e
M a r a i s b u r g e n s
S t r i t e n d u
L a n d e s c h t
M o n t e
W e f e l

Rechenproblem.
Selma B. Sie haben, wie mancher Andere, das Räthsel nur zum Zweck richtig gelöst. Eine vollständig richtige Lösung ist nicht eingegangen. Das mein Freischied dem Großen auch den Reimern „Der Reine“ gegeben, war uns allerdings auch nicht bekannt. Das Zusammenstellen von Buchstaben bei diesem Räthsel darf den uns unbekannteren Lesern derselben nicht nicht über genommen werden.

Verantwortlich redigirt von Julius Bundeit. — Pöps' (die Buchdruckerei R. Klett'smann) in Halle.

